

Die Mediziner-Kunstkolumne

Sehnsucht nach der Schönheit der Berge

Ich muss gestehen, dass mich Giovanni Segantini (1858–1899) bisher nur marginal, als Vertreter des Divisionismus, einer Variante des Spätimpressionismus, interessiert hat. Seine Motive aus der bäuerlichen Bergwelt der Alpen schienen mir, dem gesellschaftskritisch sozialisierten Kind der Nachkriegsgesellschaft, doch allzu wohlgefällig und Ausdruck einer verständlichen, aber doch nicht mehr zeitgemässen Sehnsucht nach einer heilen, von Menschen unberührten Natur. Das war ein Fehler. Der Besuch der aktuellen Segantini-Ausstellung der Fondation Beyeler in Riehen hat mich eines Besseren belehrt.

Als wenig gebildeter und zudem noch staatenloser, junger Mann aus ärmlichen Verhältnissen hatte Giovanni Segantini das Glück, von der berühmten italienischen Accademia di Belle Arti di Brera angenommen zu werden und dort in kurzer Zeit sein grosses Maltalent entwickeln zu können. Als sein Ölgemälde «Il coro di Sant' Antonio» ausgezeichnet und von der Mailänder Gesellschaft der schönen Künste angekauft wird, ist er erst 21 Jahre alt. Ein erfolgreicher Kunsthändler ist beeindruckt und bietet ihm an, seinen Lebensunterhalt zu finanzieren. Sein Malstil gefällt. So wird er bald berühmt und kann sich ein gutbürgerliches Leben leisten. Museen warten auf seine Bilder, die auf der ersten Biennale in Venedig und der Pariser Weltausstellung gezeigt werden. Eine Erfolgsgeschichte, von der die meisten Künstler nur träumen können.

Die Ausstellung ist chronologisch aufgebaut. In jedem der fünf Räume hängt gleich am Eingang eines seiner Selbstporträts, die alle sein lebendgrosses, dem Betrachter zugewandtes Gesicht zeigen. Auffallend ist der Blick aus seinen dunkelbraunen Augen, die nicht nur an dem Betrachter vorbei sehen, sondern seltsam in sich gekehrt wirken. Schon auf dem ersten Bild von 1879/80 zeigt er sich als selbstbewussten, jungen Mann mit dem für ihn typischen, lockig-wirren, schwarzen Haarschopf. Der Kopf ist leicht angehoben und die Augen gedankenverloren in die Ferne



Rückkehr vom Wald (1890), Segantini Museum St.Moritz

gerichtet. Zwei Jahre später blickt er, den Kopf leicht nach unten gesenkt, scheinbar durch den Betrachter hindurch, wobei ein Teil seines Gesichtes hinter einem schwarzen Schnurr- und Kinnbart verborgen ist. Auf den folgenden Selbstporträts von 1883, 1885 und auch auf seinem letzten von 1898/99 trägt er dann den für ihn charakteristischen, lang gewachsenen, dunklen Vollbart. Immer ist sein Gesichtsausdruck verhalten, ernst und leicht melancholisch.

Schon nach kurzer Zeit flieht er, angeekelt vom Grossstadtleben, in ländliche Gegenden, wobei ihn die Wohnsitzwechsel immer näher zu den geliebten Bergen bringen. Seine Alpenbilder zeigen eine eigenartige Schönheit, die so anders ist als die der allseits bekannten, fröhlich-schönen Sommersonnenfotos der Urlaubswerbung. Sie haben eine gleichermassen grossartige wie melancholische Ästhetik. Die Natur ist einfach nur da und die Menschen, die in und von ihr leben, haben sich mit den vorgegebenen Lebensbedingungen abgefunden, sie haben sich klaglos angepasst und in die naturgewaltig ablaufenden Prozesse integriert. Ich brauchte einige Zeit, um zu begreifen, dass ein Bild wie das, welches eine alte Frau darstellt, die in einer Winterlandschaft in den Bergen gegen Abend einen mit Brennholz voll beladenen Schlitten hinter sich herzieht, mitnichten sozialkritisch als Anklage der erbärmlichen Lebensbedingungen armer und damit bedauernswürdiger Bergbauern gemeint ist, sondern vielmehr als Verherrlichung des einfachen Lebens in der rauen Welt der Berge. Die Menschen dort haben ihr Schicksal nicht nur angenommen, sie scheinen auch mit sich und der Welt, in der sie leben, zufrieden zu sein. Der Arbeitstag der Frau war lang und hart. Jetzt geht sie heim. Sie sieht schon das warme Licht in den Häusern, während die letzten Sonnenstrahlen den weissen Schnee der Berghänge zum Leuchten bringen. Der Mensch ist Teil der Natur, die seine Lebensbedingungen vorgibt. Der Realismus der Darstellung wird durch die grossartige Schönheit der Landschaft verklärt.

Hier fühlte sich Segantini aufgehoben, hier war sein Paradies, in dem er wunschlos glücklich sein konnte. Seine Botschaft stand zwar im Gegensatz zu der Fortschrittsgläubigkeit der sich schnell entwickelnden Industriegesellschaft, traf aber auch die Sehnsüchte vieler seiner Zeitgenossen. Segantinis Bilder wurden international nachgefragt und ausgezeichnet. Er konnte sich mit seiner Familie ein gutbürgerliches Leben leisten, war aber bemüht, sich in immer höhere Regionen seiner Bergwelt zurück zu ziehen, um dort die unnahbare Schönheit der schneebedeckten Gipfel zu malen.

«Ich möchte meine Berge sehen» sollen seine letzten Worte gewesen sein, als er im Alter von nur 41 Jahren völlig überraschend an den Folgen einer Blinddarmentzündung sterben musste.

Prof. em. Dr. med. Jürgen von Troschke

Segantini, Riehen, Fondation Beyeler,
www.fondationbeyeler.ch, bis 25. April